

## 14] Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

### Der Güterbub.

Während der nächsten Wochen konnte ich mich ohne Mühe überzeugen, daß mein gesunkenes Ansehen bei den Mitschülern nicht so leicht wieder in die Höhe zu bringen war, besonders da der Lehrer mich sozusagen als erledigt betrachtete und mich beim Fragenstellen beharrlich überging. Sogar Mina Stürler schien sich plötzlich nichts mehr aus mir zu machen, sie ließ sich nicht ein einziges Mal mehr herbei, mir beim Mühenstampsen behilflich zu sein.

Daneben hatte ich reichlich Gelegenheit, mich darüber zu ärgern, daß Margritte Stamm jetzt ohne weiteres als Kinspergers Schatz galt, und daß sie diesbezügliche Andeutungen nicht einmal übel zu nehmen schien. Zwar schrieb ich in mein Notizbüchlein, ich möge dem Kinsperger so eine Stotze und Soffartigkeit von Herzen gönnen, sie sei ja nicht einmal besonders hübsch. Denn dieses hatte ich mir in der letzten Zeit krampfhaft einzureden versucht, allerdings nicht mit dem gewünschten Erfolg.

Unbewußt zog ich mich nach und nach doch ein wenig auf mich selber und auf meine neue Umgebung zurück. Ich schloß unter anderem einen kleinen Freundschaftsbund mit dem Kälbchen Muderli, das seinerseits meine Zuneigung offensichtlich und rückhaltlos erwiderte. Sobald ich in den Stall trat, stellte es seine Versuche im Wiederkäuen ohne weiteres ein. Es stand auf, sträubte die Ohren nach mir hin und ließ nicht nach mit Blöken und Drängen, bis es mich in seiner Nähe hatte. Damit war es aber noch nicht zufrieden, sein aufgeregtes Wesen fand erst dann gewissermaßen einen Ruhepunkt, wenn es ihm gelungen war, einige meiner Finger ins Maul zu bekommen. Da lullte und luschte es nun mit einer Selbstvergeffenheit und Hingabe, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

„Das ist nichts als seine Natur,“ belehrte mich der Sanib. „Das Kälbchen hat Verstand und weiß, daß die rechte Milchquelle nicht der hölzerne Klübel ist.“

Wenn es nicht gar zu kalt war, durfte ich Muderli etwa in der Mittagsstunde auf des Nachbarn Hofraum spazieren führen, wobei ich mich mit meinem Meister ehrlich in die kleine Schadenfreude teilte, wenn der Steinli-Röggel mir mit ingrinnigem Gesicht hintern Schopfsörchen oder vom Küchenfenster aus zusah. „Oh Muderli! Bis artig, Muderli!“ sagte ich und ärgerte mich nicht im geringsten über Steinlis verbissene Schimpfworte, die zum Teil meinem Meister, zum andern Teil dem Kälbchen galten, dessen baldiges Ableben sein innigster und ohne Umschweife ausgesprochener Wunsch war.

Auf solche und ähnliche Weise vermochte ich dem mir angeborenen Trieb, irgendwie und irgendwen in der Welt etwas zu bedeuten, einigermaßen Luft zu schaffen. Und während ich in der Schule nach wie vor hart unten durch mußte, war ich daheim umso williger und eifriger dabei, wenn mich der Zeigerhanib mit beschaulicher Gründlichkeit zu allerlei Sanierungen, insbesondere zu seinem Gehilfen im Stalldienst abrichtete. Ich bildete mir nicht wenig ein, wenn ich am Sonntagmorgen die drei Kühe Laubi, Schäggi und Hörni blankgeputzt über die Straße an den Brunnen führen durfte. Und als mir der Meister auf Zusehen hin sogar die beiden Kinder Mätsli und Spiegel anvertraute, da meinte ich, das ganze Dorf müsse zusammenlaufen und zusehen, wie leicht ich mit den muntern und ausgelassenen Tieren fertig wurde. „Das bedeutet goppel beim Sanib eine Aenderung vor dem Tod,“ sagte der Schuhmacher Radv einmal am Brunnen zum Steinli-Röggel. „Der hat noch nie einem Dienstuben ein Stücklein Vieh in die Hände gegeben, immer meint er, es könnte eine Kuh oder ein Ochsi ungeredterweise ein böses Wort bekommen.“ Und eines Tages wußte Frieda zu berichten, der Armenpfleger Stoder habe geäußert, er hätte gar nicht geglaubt, daß der Raibenschlingel noch so anständig wäre, weil er doch aus dem Oberdorf stamme.

Auf dieses letztere sagte der Zeigerhanib eine gute Weile nichts. Ich glaubte, er habe das Wort kaum beachtet und

denke an etwas anderes, als er mit ziemlicher Gereiztheit herausfuhr: „Die Untern glauben immer, sie haben den Begriff allein gefressen! Wie wenn das weiß Gott was für eine Kunst wäre, einen Hof zu erben oder zu erweiben!“

Das widertwillige Lob aus dem Munde des Pflegers freute mich heimlich doch, besonders da es gerade Frieda hatte hören können. Denn diese pflegte mich wegen der kleinsten Ungeßidlichkeit aufzuziehen. Bei jeder Arbeit gab ich mir doppelt Mühe, wenn ich sie in der Nähe wußte. Ich werde ein schöner Ackerbub sein, sagte sie oft; ich wisse ja nicht einmal, ob man das Vieh vorn oder hinten am Pflug einspannen müsse.

Indes nahm ich ihr die Redereien nie im Geringsten übel, im Gegenteil, ich freute mich heimlich, wenn sie sich mit mir abgab. Das Lachen stand ihr so gut, daß ich immer bei mir denken mußte, so ein hübsches Mädchen werde mir später wohl nie mehr begegnen.

Beim Zeigerhanib hatte ich einen besonderen Stein im Brett, weil ich, wie er sich ausdrückte, das Vieh nicht verachtete. „Wenn einer das Vieh verachtet, ist selten etwas mit ihm los,“ behauptete er. „Ein Stall ist keine Fabrik! Ja, wenn die Tiere keine Augen hätten, dann wäre es etwas anderes.“ Wenn ich der mittleren Kuh, dem Schäggi, unterm Kinnbaden fraute, wobei sie den Hals lang ausstreckte und mir das Maul zutunlich auf die Schulter legte, oder wenn ich dem Kälbchen Muderli, das inzwischen seinen schmalen Platz an der Krippe bekommen hatte, jeden Abend ein Häufchen besonders zarten Futters für den kommenden Tag zurüstete, sagte er manchmal zu mir: „Bub, wenn Du so fortmachst, kommen wir zwei miteinander aus. Und es steht nirgends geschrieben, daß aus Dir nicht noch ein richtiger Bauer werden kann. Der Johann Streder ist auch als Knechtlein mit drei Franken im Sack nach Dreihäusern hinauf gekommen, jetzt hat er das zweitschönste Gütlein oben, er will es in zwei Jahren auf acht Kühe bringen.“

Sin und wieder kam er dann einmal ins Plaudern und Erzählen. „Ja, ja, auf den Höfen ist halt das Land besser laufen, als unten im Dorfbann, ich hätte es an so einem Ort auch weiter gebracht. Aber einer von uns drei Brüdern hat doch dieses Heimeli übernehmen müssen, sonst wäre es ja in fremde Hände gekommen. Was meinst Du, wenn ich jetzt da am Haus vorbei müßte wie ein Hund, den man verkauft hat und den sein alter Meister, wenn er zu ihm zurück will, mit der Viehweitsche vom Hofe jagt? Und das Land? Meinst Du, ein Acker sei einfach ein Acker. Meinst Du, es können einem beim Schaffen nicht auch allerlei Gedanken kommen, wenn man weiß, daß schon Vater und Großvater auf dem gleichen Boden gefaslet, gesät und an ihrem Leben herumstudiert haben? Wart nur, bis es einmal aper ist und ich Dir mein Land zeigen kann! Und das Holz im Helligen! Du weißt jetzt noch nicht, was Holz ist. Ja Du wirst Dich noch verwundern! Wenn ich schon ein Oberdörfler bin, meinen Teil an der Welt hab' ich doch. Zum Beispiel, ich sage bloß von der hintern Weid! Das sind anderthalb Zucharten, nicht ein einziger Schuh uneben, für Frucht gibt es gar kein bessere Lage. Und dann die obere und die untere Breite, die Talerwiese und der Heimenacker! Auf den Heimenacker hab' ich einundzwanzig Jahre passen müssen. Einundzwanzig Jahre sind nicht lang; weißt, wenn man etwas will, muß man Geduld haben. Das ist wahr, mit den Säunern sind wir im Oberdorf nicht ganz auf der Höhe. Aber was das Land angeht, da laufen uns die Untern den Rebidog nicht ab! Und den Begriff haben wir so gut wie sie. Weißt, den Begriff meine ich halt. Es kann sich einer lang auskennen in allen Fruchtorten, er kann dem Boden auf eine Stunde weit ansehen, ob er besser für Weizen oder für Erdäpfel taugt, darauf kommt es nicht an.“

An solchen Abenden fühlte ich mich etwas mehr als sonst, obichon ich nicht alles von dem verstand, was er sagte. Ich hing an, ordentlich auf dem Gedanken auszuruhen, daß es nun bald auf das Examen und auf den Frühling gehe, wo dann für mich alles ein neues Gesicht annehmen mußte. Denn außer meinem Meister hatte mir dann fast niemand mehr etwas zu befehlen. Und wenn ich noch etwas weiter dachte — es war ja nur um drei, vier Jährchen zu tun, dann war ich ganz mein eigener Herr und konnte gewiß

schaffen, so gut wie der Christian Hänni, der bei Kirchengpfleger Strazers Knecht war und trotz seiner Jugend schon sieben Franken Wochenlohn verdiente. Er sagte, wenn er gern von der Streig weggehe und zwanzig oder dreißig, oder gar vierzig Stunden weit 'aufse, so seien dort auch wieder Dörfer und Höfe, und wenn man das Schaffen als ein Vergnügen nehme, so komme man durch die Welt wie ein Herrgöttli.

Wenn ich einmal so weit war, wie der Hänni, dann tat ich es freilich mit dem Reisen nicht unter vierzig Stunden! Ob ich es dann nicht auch so gut wie der Johann Strecker zu einem Höflein und acht Kühen bringen würde. Und vielleicht raderte ich mir ein Geld zusammen und probierte es doch noch mit der Malerei. . . . Dieser Plan mußte freilich nur als blasser Schatten ganz zu hinterst in meinem erträumten Zukunftsgärtchen stehen, fast ein wenig verachtet. In der Schule hatte mich sogar Jakobli Stoder im Zeichnen überholt; auch Hans Rinsperger hatte leihthin eine viel schwerere Vorlage bekommen, als ich. Und der Schneider Wui sagte ganz offen im Dorfe aus, punkt'o Kunst sei es jetzt vertrieben bei mir. An ihm habe es nicht gefehlt, doch habe sich halt bei mir das Genie zu früh überschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

## Stadtsergeant Pufahl.

Von Georg Busse-Palma.

Pünktlich fünf Minuten nach zehn Uhr vormittags pflegte Stadtsergeant Pufahl aus der Bürgermeisterei auf den Marktplatz von Lepuchowo herauszutreten. Die langen Beine in hohen Schaftstiefeln und Uniformhosen mit gebleichten Nähten, den etwas vorgebeugten Oberkörper in schmutzfarbener Lodenjoppe und die Polizeimütze mit dem preussischen Adler auf dem Haupt, sah er sich zunächst einmal, als ein Mann, der keine Eile hat, wie ein witternder Jagdhund nach alle Himmelsrichtungen um. Dann zog er sein Notizbuch hervor, blätterte darin, schob es wieder zwischen die beiden oberen Zoppentknappe und schritt schräg über den Platz, dessen Pflaster aus einigen regellos hingeworfenen Feldsteinen bestand.

Auf der anderen Seite befand sich nämlich das Geschäft, mit dessen Besuch Pufahl seit Jahren seinen sogenannten Dienstgang eröffnete.

„David Mundgeruch, Pelzwaren, Pferdegeschirre und Sämereien en gros und en detail“ stand auf dem Firmenschild.

An seinem geteilten, rötlichen Vollbart zupfend, trat Pufahl in den Laden.

„Wünsche einen schönen, guten Morgen, Herr Mundgeruch!“ David Mundgeruch, ein dürrtägiges Männchen mit großen, abstehenden Ohren nickte ihm freundlich über den Ladentisch zu.

„Ach! Unser Polizeirat! Du, was gibst's Neues? Und wie ist's mit einem Schnäpschen? Pomeranz oder e Korn, Herr Pufahl?“

„Wenn es sein muß, Herr Mundgeruch, wär' ein Pomeranz nicht übel!“

Dann bekam er ein Gläschen eingesehnt, und während er es langsam schlürfte, erzählte er, was er auf der Bürgermeisterei oder sonst irgendwo Neues gehört hatte. Das war immer herzlich wenig, und so dauerten seine Besuche nie lange. Bis um zwölf Uhr mittags hatte er in akkurat gleicher Weise die achtzehn Kaufläden und Schankwirtschaften des Ortes erledigt, achtzehn Schnäpschen getrunken und kleine, verschwimmende Augen bekommen. Auf dem Rückweg pflegte er dann ohne sichtbare Ursache zu lachen, „I, du Himmelhund“ vor sich hinzumurmeln und sich dreimal auf den rechten Oberschenkel zu schlagen. Das erstemal vor Breinings Apotheke, das zweitemal vor dem Geschäft von Eli Rosenstock, genannt Käppche, und das drittemal wieder kurz vor der Bürgermeisterei. Dann wußte die Bürgerschaft, daß alles in gewohnter Ordnung war. — An Markt- und Feiertagen hatte er natürlich einen bewegteren Wirkungskreis.

Dann strömte die größtenteils polnische Landbevölkerung von allen Seiten in die Stadt. Die Vermerer zu Fuß, die kostspieligen Stiefel in den Händen tragend, die Besitzenden in leichten Britschfas mit runden, kleinen Pferden davor. Auf dem Platz waren Buden aufgeschlagen, in denen vom hölzernen Schweinetrog bis zum knallroten Wufentuch alles Begehrte feilgeboten wurde. Von einheimischen Kaufleuten sowohl, deren Läden abseits der großen Straße lagen, wie von auswärtigen, die gewohnheitsmäßig von Markt zu Markt zogen. Mitunter trugen auch ein Karussell oder eine kleine Wandermenagerie zur Erhöhung des Trubels bei.

Angesichts dieses Fremdenzuströms mußte Stadtsergeant Pufahl die Würde von Magistrat und Bürgerschaft natürlich auch in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck bringen. An die Stelle der schmutzfarbenen Joppe trat also ein langer Waffenrock mit hellrotem Kragen und gleichfarbigen Ärmelausschlägen, und statt der

schlichten Mütze deckte sein dünnhaariges Haupt ein Helm, dessen Spitze wie das verkörperte Auge des Geschehes über dem Marktgewühl funkte. An der Seite aber trug er dann einen Degen, der als das Hauptstück seiner gesamten Ausrüstung den geheimen Stolz und das geheime Graufen der Einheimischen wie der Fremden bildete. Wie vom Weil des alttörmischen Liktors ging eine Preidigt von ihm aus, die stumm aber eindringlich die Gewalt und das Recht der von Gott gesetzten Obrigkeit verkündete. Und Pufahl selber richtete sich höher auf, und seine wässrigen Augen bliken beinahe metallisch, wenn er den Kopf des Griffes kühl wie das erbarmungslose Schicksal durch die baumwollenen Handschuhe verspürte.

Er wußte ihn aber nicht nur zu tragen, sondern auch zu benutzen!

Nicht, daß er die fraglos haarscharfe Spitze in eine warme Menschenbrust gebohrt hätte! Er hatte ein viel zu weiches Herz dazu und außerdem noch andere Gründe, die ihm das unmöglich machten. Aber durch den moralischen Eindruck seines Gewaltmittels erreichte er Wirkungen, die zur Aufrechterhaltung des Marktfriedens völlig genügten. — War irgendwo ein Tumult entstanden, der sich durch gütliches Zureden nicht sofort beseitigen ließ, dann setzte er mit verfinsteter Stirne den linken Fuß einen Schritt vor, schob das behelmte Haupt und die Schultern wie einen Sturmbock den Anruhestiftern entgegen, und während seine Hand klappend an den Degengriff flog, rief er mit einer Stimme, die wie unterirdischer Donner klang: „Im Namen des Geschehes! Auseinander, oder ich zieh' blank!“

Seit Menschengedenken hatte dieser Ruf noch nie verjagt und noch immer hatte der wackere Stadtsergeant als Sieger das Feld behauptet. Hinterher pflegte er dann in irgendein Geschäft zu treten, dessen Inhaber ihn in seiner prachtvollen Haltung beobachtet hatte, um etwas Undeutliches von den Strapazen seines schweren Dienstes vor sich hinzumurmeln. Ein Gemurmel, das regelmäßig mit einer kleinen Extrabergütung und einigen ehrlich bewundernden Worten erwidert wurde.

Eines Tages aber ereignete sich etwas, auf das Pufahl nicht vorbereitet war, und das seinem Ansehen einen tödlichen Stoß versetzte. Und schuld daran war Stephan Modlibowski aus Pawlowo.

Als dieser in der Frühe eines Markttagess die Lammfellmütze aufsetzen wollte, die er erst vor einigen Monaten bei David Mundgeruch für teures Geld gekauft hatte, bemerkte er, daß sie gar nicht mehr zu brauchen war. Das Fell löste sich in kleinen Stücken, die augenscheinlich nur aufgelegt gewesen waren, vom Futter ab. Unter einer Sturmflut von Klüchen beschloß der Geschädigte, sich auf eigene Faust Ersatz zu schaffen.

Einige Stunden später betrat er, äußerlich ganz gemächlich, den Laden.

David Mundgeruch strahlte. „Nu, was verschafft mir die Ehre, Pan Modlibowski? E Wohlach, e Pferdegeschirre?“

„Nur eine Mütze, Pan Mundgeruch!“ antwortete der stämmige Bauernknecht freundlich.

David Mundgeruch stutzte für einen Augenblick. Er erinnerte sich, daß er dem Burschen einen entfehligen Ladenshüter angebreht hatte. Aber dann dachte er: Wenn er sich nicht aufregt, was soll ich mich aufregen? und stapelte dienstwillig seine schönsten Mützen auf den Ladentisch.

Nach sorgfamer Wahl stülpte sich Modlibowski eine davon auf den Kopf und sagte: „Fünzig Pfennig, Pan Mundgeruch! Dafür verkauft Ihr sie mir doch? Weil Ihr mich mit der vorigen so angeschmiert habt! Da seht nurl!“

Dabei hielt er ihm die alle dicht vor die Nas!

„Angeschmiert? Wie heißt angeschmiert?“ sagte Mundgeruch und spreitete in grenzenlosem Erstaunen beide Hände. „Und was ist das für e Mütze? Soll ich wissen, was der Herr damit angestellt hat?“

Er machte eine kleine Kunstpause und begann dann so herzlich zu lachen, daß sein kleiner Körper auf und ab schaukelte.

„Aber der Preis, was Sie für die neue machen, ist gut! Hätten Sie gesagt: vier Mark fünfzig, hätt' ich gedacht, es ist e Vorschlag. Aber fünfzig Pfennig ist e Spaß! E guter, e wahrhaftiger Spaß!“

Er lachte wieder, so, als ob ihn in seinem Leben noch nichts inniger amüsiert hätte. Dabei war ihm aber gar nicht wohl zumute. Stephan Modlibowski machte so böse, heimtückische Augen. Und mit einem Mal fühlte er sich auch von der starken Faust des jungen Polen am Nack gepackt und über den Ladentisch gehoben. „Gewalt!“ schrie er kreischend.

Aber Modlibowski kümmerte sich nicht um sein Geschrei. Stark ausbreitend trug er den Zappelnden aus dem Laden hinaus über die kleine Querstraße bis zur Wehnabrücke. Dort streckte er den Arm und schob ihn über das Geländer, so daß der Unglückliche freischwebend das schwarze, strömende Gewässer unter sich erblickte.

„Pan Mundgeruch,“ sagte er drohend, „ich zähle jetzt bis drei. Habt Ihr mir bis dahin die Mütze nicht für fünfzig Pfennig verkauft, laß ich Euch auf den Grund gehen wie eine bleierne Entel!“

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Gewalt!“ schrie Mundgeruch entsetzt und sah mit verdrehten Augen auf die Gruppe von Landleuten, die sich lachend und johlend um das sonderbare Schauspiel drängte. Es machte aber keiner daraus Miene, ihm beizustehen, und Mundgeruch wäre von vornherein verzagt, wenn ihm nicht in Gestalt einer heranfunkelnden Helmspitze ein Hoffnungstern aufgegangen wäre.

„Eins!“ zählte Modlibowski.  
Wie er geht! Er schneid ist e Rennpferd gegen ihn! dachte Mundgeruch. Aber für fünfzig Pfennige . . .

„Zwei!“  
Er schafft's nicht, dachte Mundgeruch verzweifelt. Pufahl schafft's nicht! Und soll ich auf den Grund gehen wie e Erpel? Wegen 'ner Müß?

„Drei!“  
In blizartiger Geschwindigkeit zog der Vergewaltigte seine Weindgen ganz dicht an den Leib, als ob er sie soweit wie nur möglich vom Wasser entfernen wollte.

„Weim Gott meiner Väter! Ihr sollt sie haben,“ schrie er jammernd. „Nur laßt mich wieder auf meine eigenen zwei Wein.“

„Na also!“ sagte Modlibowski schmunzelnd.  
Er hatte ihn gerade auf die Brücke gestellt, als Stadtfergeant Pufahl sich durch die Umstehenden heranschoß.

Mit einem Sprung war Mundgeruch bei ihm.  
„Gewalt! Der Polizeirat!“ kreischte er anklagend. „Nehmt ihn die Müß ab! Gestohlen hat er mir e Müß, auf den Grund hat er mich geschmissen wie e Erpel. Nehmt ihn die Müß ab!“

Nach kurzer Umfrage war Stadtfergeant genügend unterrichtet, um den Missetäter in strengem Amtston zur Herausgabe der Müße aufzufordern. Stephan Modlibowski verhielt sich aber nicht nur durchaus ablehnend, sondern beleidigte die Depuchowier Polizei außerdem so gröblich, daß Pufahl willkommenen Anlaß fand, seine berühmte, prachtvolle Haltung wieder einmal einzunehmen.

Seine Hand flog an den Degengriff, Kopf und Schulter schoben sich vor wie ein Sturmboß, seine Augen flammten, und mit einer Stimme, die wie unterirdischer Donner klang, rief er: „Gebt die Müße heraus, oder — ich zieh blank!“

Wie Fanfarenstöße klangen die letzten drei Worte durch die Menge.

„Wie er gebrüllt hat! Wie e Löwe!“ flüsterte Mundgeruch verzückt seinem Nachbarn zu. Dann schwieg auch er, ergriffen von der Feierlichkeit des gewaltigen Moments.

Stephan Modlibowski schien aber vom Teufel besessen. Statt nachzugeben, wie es seit Menschengedenken noch jeder getan hatte, fluchte er: „Pisa Krew, Pan Pufahl! Oh! ich die Müße herausgebe, bread' ich Euren Paddentwurf kurz und klein!“

Ein Gemurmelt erwartungsvollen Staunens flog durch das Volk. Stadtfergeant Pufahl entfarbte sich. Für einen Moment sah er starr in Modlibowski's furchtlos-freche Augen, dann irrten seine Blicke unschlüssig und in Verlegenheit an ihm vorüber. Bis er sich einen Ruck gab und zum zweitenmal schrie: „Ich mache Sie auf die Folgen aufmerksam! Nachmals: gebt die Müße heraus, oder ich ziehe blank!“

„Wie er gebrüllt hat! Wie zwei Löwen!“ jauchzte Mundgeruch. Stephan Modlibowski trat ganz dicht an den Polizisten heran, die Häute gefaßt und die muskulösen Arme kampfbereit wiegend. „Man zu! Pan Pufahl,“ sagte er finster.

In Pufahl's Gesicht arbeitete es, und der aufsteigende Zorn färbte seine Stirne rötlichbraun. Aber wie gelähmt verharrte er in der prachtvollen Haltung.

Das erwartungsvolle Gemurmelt der Zuschauer ging allmählich in ein spöttisches Gelächter über. Es klang noch leise und verhalten, aber an Pufahl's Ohren schlug es wie die Posaunen des jüngsten Gerichts. Was sollte er tun?

„Na?“ fragte Modlibowski, höhnisch seizend. — Da endlich fand der Stadtfergeant den Mut, alles auf eine Karte zu setzen.

Vielleicht tut der Himmel ein Wunder, dachte er.  
Dann kreischte Mundgeruch: „Er zieht! Wahrhaft'gen Gott! Pufahl zieht!“

Er hatte auch recht. Pufahl's Arm krümmte sich in gewaltigem Ruck, eine Raht an seinem Waffenrod trachte auseinander, und die Adern schwellen ihm in der riesenhaften Anstrengung. So heftig zog er.

Aber blank zog er nicht!  
Denn da der Himmel kein Wunder tat, ging auch sein Säbel, der seit Jahr und Tag fest eingerostet war, nicht aus der Scheide. Noch zweimal versuchte er es, ihn aller Gewalten zum Troß herauszukriegen. Dann verließ er fluchtartig den Schauplay seiner Niederlage, bis in seine Wohnung von dem brausenden Gelächter der halben Stadt verfolgt.

„Heißt e Schuß, was wir an unserm Stadtfergeanten haben!“ sagte Mundgeruch erbittert. „Gebrüllt hat er wie zwei Löwen und gebissen wie e zahnloser Wiedehupf! Nu, die Bürgerschaft wird's ihm gedanken!“ —

Die Bürgerschaft gedachte es ihm auch.

(Schluß folgt.)

## Napoleons deutsche Politik.

Von Kurt Eisner.

III

Während sich die allmächtig herrschende Klasse Preußens gegen alles erneuernde Leben sperrte, verbannt Preußen eine sehr wichtige

Reform der französischen Verwaltung, und zwar auf einem Gebiete, auf dem man es am wenigsten vermuten würde. Die Kontinentalsperre hat namentlich Ostpreußen erschädigt; aber wesentlich nur den Getreidehandel. Es ist durchaus irrig, zu glauben, daß der Handel während dieser Zeit völlig unterbunden gewesen wäre. Im Jahre 1810/11 erreichte die Einfuhr, zumeist aus Ostpreußen, einen Gesamtwert von 2367 917 Talern, nur ganz unbedeutend weniger als im Jahre 1815/16. Dagegen sank allerdings 1811/12 der Export um 1374 038 Taler auf nur 993 879 Taler; das erklärt die Erregung der ostpreussischen Kaufleute, die 1813 patriotisch schürten. Aber die Kontinentalsperre erleichterte andererseits die Brotversorgung der einheimischen Bevölkerung, die nicht mehr völlig dem Getreidewucher der exportierenden Junker überliefert war, und sie brachte zudem auch erhebliche Einnahmen für die Staatskasse. Diese Einnahmen erschienen so unentbehrlich, daß die preussische Regierung die 1813 anfangs des Jahres durch Stein gewaltsam und dann durch Edikt vom 20. März 1813 förmlich und feierlich aufgehobene Kontinentalsperre bereits am 15. April 1813 als „Kriegsimport“, zur starken Dämpfung der ostpreussischen Patriotengefühle, wieder in wesentlichen Stücken einfuhrte!

In der Absperrung von fremden Industrieerzeugnissen konnte die Kontinentalsperre in Preußen nichts mehr verschlimmern. Denn Preußen hatte, um einigen Monopolisten den Abfall ihrer schlechten und teuren Waren zu sichern, eine Sperremaner um die Städte gegen jede ausländische Einfuhr errichtet. Es war während der französischen Okkupation, daß der Generalratrier Estébe — Anfang 1807 — die Aufhebung der Sperre zugunsten aller französischen Waren durchsetzte, trotz des Wechsels der Berliner Fabrikanten; der Zugang wurde gegen Verzölle von 4 bis 25 Proz. gestattet. Das war gewiß zunächst im französischen Interesse; französische Kaufleute folgten den siegreichen Heeren, um neue Absatzmärkte zu gewinnen. Aber durch den Estébe-Tarif wurde nicht nur der empfindliche Warenmangel zugunsten der preussischen Bevölkerung beboben, er war überhaupt die erste Erschütterung des preussischen Prohibitivsystems, man darf ihn auch als den ersten Schritt zum deutschen Zollverein bezeichnen. Diese Maßnahme der französischen Verwaltung blieb der einzige handelspolitische Fortschritt in der preussischen Reformära, die auch auf diesem Gebiete über altensichere Diskussionen über das richtige „Fabriquantensystem“ nicht hinauskam. So segensreich und notwendig erwies sich der Estébe-Tarif, daß er nicht — bis 1813 beibehalten und erweitert wurde, sondern daß zwar öf.entlich und demonstrativ in demselben Edikt vom 20. März 1813, das die Kontinentalsperre für die englischen Waren aufhob, ein Einfuhrverbot für die französischen Waren verfügt wurde, daß man aber in s e g h e i m das Edikt dahin „deklarierte“: die französische Einfuhr sei weiter nach dem Estébe-Tarif zu gestatten! Noch im Jahre 1814, als man wieder einmal in den preussischen Amtszimmern über die handelspolitischen Systeme stritt, hob der Chef des Departements für Gewerbe und Handel im preussischen Ministerium des Innern die „hochheilsamen“ Folgen jener fremdherrlichen Maßregel hervor.

Wie weit im einzelnen die direkte Einwirkung Napoleons auch auf die preussische innere Politik gegangen ist, wird man vielleicht erst dann erkennen, wenn man endlich bei uns den Mut gefunden haben wird, den Briefwechsel zwischen dem preussischen Hof und Napoleon zu veröffentlichen. Wichtiger aber als alle Reformen, die durchweg in Preußen nur Versuche blieben, ist die durch Napoleon herbeigeführte Umwandlung des öffentlichen Geistes. Die frische Luft des napoleonischen Schöpfungsdranges wehte auch über die preussische Grenze. Der Reformeifer in den Rheinbundstaaten, die Erschütterung und Enttarnung aller alten Autoritäten, der Zusammenbruch der herrschenden Fäulnis — all das bildete und erzog die neue Generation auch in Preußen, die dann des Aufgebungs von 1813 fähig ward. In einem anderen und tieferen Sinne sind die Freiheitskriege Napoleons Werk gewesen. Nicht sowohl der Druck als das Beispiel der französischen Herrschaft hat die preussischen Untertanen innerlich wiedergeboren. Die wilden Hasser des Wesschen, des Tyrannen, des Unterdrückers der Freiheit, waren unbewußt erfüllt von französisch-revolutionärem, freilich allzu „deutschem“ unspinnenerem und verpönnenerem Geist. Selbst Schwallers schildert den Zustand Preußens vor Jena also: „Eine rohe Naturalwirtschaft mit brutaler feudaler Klassenherrschaft herrschte auf dem Lande; die Städte waren verarmt, eine korrupte Oligarchie herrschte in ihnen. Die große Masse des Volkes und die kleinen Leute lebten ohne viel eigenes Nachdenken in dumpfem Druke dahin.“ (Folgt eine Bemerkung über die Hohenzollern als die einzige Rettung gegenüber einer „verkommenen Aristokratie“.) Die bürgerlichen Freiwilligen von 1813 stammten denn auch aus einer anderen Welt. Der Jakobiner Napoleon hat seine Schüler gegen sich bewaffnet!

Lezten Endes war Preußen — und das allein erklärt Napoleons Verhalten — für sein System die Vollendung seiner Rheinbundspolitik. Ein in den Nachhabern gedemütigtes, in den Grenzen beschränktes und dann von innen heraus nach den Methoden der französischen Reform erneuertes Preußen übertrug erst seine Kontinentalpolitik gegen den Anprall der feindlichen Weltmächte. Seinen Groll gegen Preußen ließ er vielleicht an den Schuldigen, an den Persönlichkeiten der Herrscherfamilie und ihren Trabanten aus, eine Mißhandlung preussischer Volksinteressen lag auch ihm

Hier fern, ebenso wie eine Aenderung seines Systems aus — Kerger und Hut. Niemals hatten die Preußen so zivilisierte Eroberer auf ihrem Boden gesehen. Als während der französischen Okkupation eine französische Verordnung in Schleien die bisher verbolene Wollausfuhr gestattete, genügten die Vorstellungen des Freiherrn v. Stein, daß dadurch nur ein paar reiche Leute nur noch mehr bereichert, sechzigtausend arme Tuchweber aber geschädigt würden, um die Verfügung sofort rückgängig zu machen. Nach dem Abzug der Franzosen sehten die Junker dann doch die Aufhebung des Verbois durch!

Es lag außerhalb des Systems Napoleons, die Völker zu mißhandeln. Und dieses System ist endlich auch durch keinen Zug der Grausamkeit und der Ungerechtigkeit bestückt. Die stolze Strenge und doch freie Manneszucht der napoleonischen Heere war in Deutschland eine unerhörte Erscheinung. Und doch wurde die deutsche Sentimentalität gerade durch die Exekutionen Napoleons aufgeregt. Napoleon hat selbst einmal gesagt, daß er oft strenge Drohungen ausgestoßen habe, um nicht strafen zu müssen. Auch das ist die Wahrheit, und von allen Vorkürfen, die man gegen Napoleon erheben kann, ist der der Grausamkeit der unverbildetste. Die wenigen Exekutionen, die Napoleon vornahm, um durch Beispiele abzuschrecken, waren dem Recht und dem Gesetz gemäß. Barmh. drohenden Proklamationen folgten unendlich milde Ausführungen, wie sie vorher und nachher niemals erlebt wurden. Bis in die wissenschaftlichen Werke verirren sich Schauererzählungen, wie die Niederbrennung und Blünderung von Hersfeld. Während in Wahrheit diese ehrwürdige Stadt noch heute unverfehrt existiert, kein Mensch geplündert und nur vier wertlose Häuser außerhalb der Stadt zur Strafe für den Mißstand und zur Abschreckung der Aufwührer eingekerkert wurden. Ebenso milde verfuhr man im Königreich Westfalen nach der Dörnbergischen höchst gefährlichen Verschwörung. Gegen das eigene Volk haben die deutschen Regierungen niemals, bis in unsere Zeit, solch humane Rücksichten walten lassen.

Unter der Fremdherrschaft wurde das neue Deutschland geboren, und aus dem Trümmerhaufen, in den nach dem Zusammenbruch Napoleons seine Schöpfungen vandalisch verwandelt wurden, sind die wertvollsten und festesten Bausteine für die spätere immer noch nicht vollendete Wiedergeburt gewonnen worden.

„Ich hatte zwei Wege, ich konnte die Freiheit herbeiführen durch die Völker gegen die Fürsten, oder ich konnte versuchen, durch die Fürsten allmählich die Völker für die Freiheit erziehen zu lassen.“ So ungefähr hat Napoleon auf St. Helena das Problem seiner Politik formuliert. Der ehemalige Jakobiner hielt die Völker nicht reif für Freiheit und in diesem Mißtrauen wählte er den anderen Weg, auf dem er scheiterte.

## Kleines feuilleton.

### Statistisches.

Die Großstädte Indiens. Eine Mitteilung in dem neuesten Heft der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ bringt folgende interessante Tatsachen aus dem Gebiete des indischen Großstadtlebens:

Trotz seiner Gesamtbevölkerung von 315 Millionen Menschen besitzt Britisch-Indien doch nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Großstädten. Man kann sie an den zehn Fingern herzählen, wenn man nur die Städte mit mehr als 200 000 Einwohnern berücksichtigt, während die Zahl der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern auch nur etwa 2½ mal so groß ist, also ebenfalls weit unter der Zahl der Großstädte in Großbritannien oder in Deutschland bleibt. Indien ist eben im wesentlichen noch immer ein Land mit landwirtschaftlicher Tätigkeit, während sein Gewerbe größtenteils auf den Absatz in der unmittelbaren Nachbarschaft zugeschnitten ist.

Hier sind die Namen der erwähnten zehn Großstädte mit über 200 000 Einwohnern: Kalkutta (1,222 Tausend), Bombay (979), Madras (510), Hyderabad (501), Rangoon (293), Lucknow (280), Delhi (233), Lahore (229), Ahmedabad (216), Benares (204). Vergleiche man deren Bevölkerungszahl, wie sie durch die Volkszählung vom Jahre 1911 ermittelt worden ist, mit der Bevölkerungsziffer vom Jahre 1901, so ergibt sich eine Erscheinung, wie sie sich wohl in keinem Lande der Welt beobachten läßt. Das Wachstum der Städte an Bevölkerung ist überaus mächtig, ja es gibt solche, die in ihrer Einwohnerzahl stehen bleiben oder sogar zurückgehen. Zum Teil ist dies auf die Pest zurückzuführen, die in manchen von ihnen eigewütet hat; zum anderen Teil aber darauf, daß für die indischen Städte die mannigfachen Ursachen der Zunahme nicht vorhanden sind, die in Osteuropa und Nordamerika die Bevölkerungsziffer der Großstädte so schnell in die Höhe springen lassen.

Die indischen Großstädte gehören zwei verschiedenen Typen an. Hier davon sind Seestädte, die den englischen Handel vermitteln und östlichzeitig Stützpunkte der englischen Herrschaft über Indien sind. Es sind dies Kalkutta, Bombay, Madras und Rangoon. Ihnen stehen vier allindische Städte gegenüber: Delhi,

Lahore, Lucknow und Ahmedabad — Hauptstädte früherer Dynastien und Zentren des religiösen Lebens. Der in mehreren Beziehungen vorhandene Gegensatz der angloindischen und der tatsächlich indischen Städte tritt in auffallender Weise in der Verhältnisnummer des männlichen Geschlechts zum weiblichen in die Erscheinung. In den angloindischen Städten beträgt die Zahl der männlichen Einwohner beinahe das Doppelte der weiblichen Einwohnerzahl (nur Madras macht davon eine Ausnahme), während für die echt indischen Städte die Verhältnisnummer beider Geschlechter eine ziemlich normale bleibt.

Ein Leidenskapitel der indischen Großstädte bilden die Fragen der Hygiene. Das Zusammenpressen der hungernden, unwissenden Bevölkerung in den Mietkasernen — den berüchtigten Chawls — führt zu den greulichsten Zuständen, die aus Indien einen Seuchenherd für die ganze Welt gemacht haben. Die Gemeingefährlichkeit solcher Verhältnisse hat endlich dazu geführt, daß jetzt die englischen Machthaber Pläne zu Verbesserungen ernstlich auf die Tagesordnung gesetzt haben.

Eine vielleicht für die Fremdherrscher noch unangenehmere Begleiterscheinung des indischen Großstadtlebens bildet das Anwachsen der Revolutionsgefahr. In drei Bezirken sind es notorisch die Großstädte, von denen die Bewegung ausgegangen und in denen sie genährt worden ist. Es ist der englischen Regierung daher nicht unlieb, daß noch immer erst ein Bruchteil der Bevölkerung Ostindiens in Ortschaften mit mehr als 5000 Einwohnern lebt. Sie wird auch künftighin das Wachstum der Großstädte mißtrauisch betrachten und ihm kaum eine übermäßig große Förderung zuteil werden lassen.

### Hauswirtschaft.

Grüne Heringe. Die sogenannten grünen — d. h. frischen — Heringe sind nicht nur die billigsten, sondern auch die schmackhaftesten unter den Seefischen, die auf den Tisch des kleinen Mannes kommen. Die Heringe gehören in die Gattung der Fettfische, die zumzeit nahrhafter sind als das Fleisch der Säugetiere. Am größten und fettesten sind die Hochseeheringe. Die kleineren und weniger fetten Küstenheringe leben stets in der Nähe der Meeresküste. Unter diesen zeichnen sich durch besonders zartes und wohlschmeckendes Fleisch die nicht mehr als spannenlangen, von den Händlern „Straßhunder“ genannten Fische aus, die mit Ende des Winters bis tief in den Frühling hinein auf den Märkten erscheinen. Der gebratene und in Essig eingelegte Hering ist eine allgemein beliebte Volksdelikatesse. Daß er auch recht gute warme Gerichte gibt, ist weniger bekannt.

Grüne Heringe müssen tadellos frisch sein, wenn sie munden und bekommen sollen. Die Köpfe müssen hell, die Kiemen dunkelrot aussehen. Vor allem darf den Fischen auch nicht der geringste unangenehme Geruch anhaften. Das Schuppen geht am besten in einer großen Schüssel mit Wasser von staten. Dann werden die Fische innen sorgfältig gereinigt, von aller schwarzen Haut befreit und in wiederholt erneuertem Wasser gewaschen. In eine Schüssel legt man nun einen umgekehrten Teller und darauf die Heringe, die leicht eingesalzen mehrere Stunden stehen müssen. Damit sie besser mit dem Salz durchziehen, steche man jeden Fisch mehrmals mit einer Gabel.

Brathering als warmes Gericht. Die vorbereiteten Heringe werden abgetrocknet, in Roggen- oder Weizenmehl gewälgt, dem etwas geriebene Semmel zugelegt wurde und in Palmöl zu schöner Farbe gebraten. Man betränfelt die gebratenen Fische mit einigen Tropfen Zitronensaft und ist dazu Kartoffelbrei mit brauner Butter und saure Gurke oder Kartoffelsalat. Uebrig bleibende gebratene Heringe werden in Essig eingelegt. Das nötige Quantum Essig wird aufgelocht und nach Geschmack verdünnt. Man fügt Lorbeerblatt, Pfefferkörner und Gewürz hinzu und legt die Fische in die erkaltete Marinade.

Gelochte Heringe in grüner Sauce. Aus hellem Schwämmel und Wasser, Zwiebelringen, einer kalten Tasse süßer Milch, Salz und Pfeffer kocht man eine dünnflüssige Sauce, die man abkühlen läßt. In die kalte Sauce legt man die Heringe, läßt sie aufkochen und noch einige Minuten an heißer Stelle ziehen. Beim Anrichten würzt man die Sauce mit gehackter grüner Petersilie.

Grüne Heringe in Gelee. Hierzu bereitet man einen Fischsud aus gesalzenem Wasser, das man mit gutem Essig, Lorbeerblatt, Pfefferkörnern, 1—2 Nelken, nach Belieben auch mit 1 bis 2 Bouillonnwürfeln verlockt hat. Die Heringe werden hineingelegt und nach dem Aufkochen auf eine heiße Stelle gesetzt, bis sie gar sind. Mit dem Schaumlöffel hebt man sie heraus und legt sie in passende Schüsseln. Die Brühe wird sorgfältig abgeschmeckt und mit 15 Gramm bester weißer Gelatine oder einem Päckchen pulverisierter Ostergelatine auf ½ Liter Flüssigkeit verlockt. Die Brühe wird durch ein Sieb auf die Fische gegossen. An einem kühlen Ort erstarrt das Gelee in einigen Stunden. Wenn man das Gelee stärken will, so halte man die Schüssel einige Augenblicke in heißem Wasser und stülpe sie dann auf einen Teller. Bratkartoffeln passen dazu. m. f.